

Wolfgang Huber

**Kanzelrede im Festgottesdienst zum einhundertjährigen
Kirchweihjubiläum der Evangelischen Melanchthongemeinde**

am 3. November 2013 in Bochum

I.

Herzlichen Glückwunsch, liebe Gemeinde, zum einhundertjährigen Kirchweihjubiläum der Melanchthonkirche. Wenn zu einem solchen Anlass ein Prediger – sogar noch mit seiner Frau – von auswärts angereist kommt, dann hat das meist einen besonderen Grund. Entweder hat er ein hohes Amt inne oder er gilt als herausragender Prediger oder er hat zu der feiernden Gemeinde eine persönliche Beziehung. Für meine Frau und mich gilt die letzte dieser drei Möglichkeiten. Denn meine Verbundenheit mit Ihrer Pfarrerin Ellen Strathmann-von Soosten dauert nun ziemlich genau 33 Jahre. Wenn man sie in ihrer jungen, einsatzbereiten und kraftvollen Art erlebt, wird man kaum auf die Idee kommen, dass sie damals schon an der Universität Marburg meine Assistentin wurde; ihr Mann Joachim von Soosten folgte ihr übrigens nach einiger Zeit in diesem Amt nach. Die 33 Jahre, die wir uns nun schon kennen, sind immerhin ein Drittel der einhundert Jahre, auf die dieses Kirchengebäude zurückblicken kann. Und so habe ich zu Ihrer Gemeinde schon lange eine zumindest virtuelle Beziehung.

Noch einem zweiten Pfarrer der Melanchthongemeinde sind wir freundschaftlich verbunden, nämlich Klaus-Heinrich Kanstein, der von 1975 bis 1992 hier Pfarrer war und heute mit seiner Frau Hildegard mitfeiert; meine Frau und mich hat er schon geraume Zeit vor seinen Bochumer Jahren, nämlich im Jahr 1966 getraut. Als er hier Pfarrer wurde, war die Melanchthonkirche kaum über sechzig Jahre alt – und nun feiern wir das einhundertjährige Kirchenjubiläum.

II.

Die Einladung zum heutigen Tag stellt Ihren Festgottesdienst unter ein Wort des Apostels Paulus, auf das bereits das Siegel Ihrer Gemeinde hinweist: *Denn ich schäme mich des Evangeliums nicht;*

denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben, die Juden zuerst und ebenso die Griechen.

Mich durchfuhr es wie ein Blitz, als der heutige Tag plötzlich unter dieses Apostelwort trat. Denn die kühne Aussage des Paulus hat für mich im Lauf der Jahre eine sehr persönliche Bedeutung angenommen. *Ich schäme mich des Evangeliums nicht.* Während meiner Jahre als Bischof in Berlin, in Brandenburg und in der schlesischen Oberlausitz, aber auch in meiner Verantwortung für die Evangelische Kirche in Deutschland erwies dieses Wort für mich immer wieder seine besondere Kraft. Wie es mir zugeflogen ist, weiß ich nicht mehr; plötzlich war es da. Immer stärker fand ich, es passe zu der Situation, in der wir heute als Christen leben. Denn das beschreibt doch unsere Lage: Der christliche Glaube versteht sich nicht mehr von selbst. Man redet nicht mehr unter Eingeweihten, wenn man über ihn spricht. Man kann nicht wie von selbst auf Resonanz rechnen, wenn man Glaubensüberzeugungen öffentlich zur Sprache bringt. Toleranz heißt das Losungswort unserer Zeit; nur oberflächlich kann dieses Wort eine verbreitete Gleichgültigkeit, ja Sprachlosigkeit in Fragen der religiösen Überzeugung verdecken. Wir Christen schämen uns manchmal unseres Glaubens; zu den Gründen dafür tragen wir auch selbst bei – und zwar nicht zu knapp.

Da erklingt ein ganz anderer, befreiender Ton: *Ich schäme mich des Evangeliums nicht.* An die erste christliche Gemeinde in Rom sind diese Worte gerichtet. Als Paulus sie in der Mitte des ersten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung schrieb, war nicht nur das ganze römische Reich, sondern auch dessen Hauptstadt durch den Kaiserkult geprägt. Menschen wurden als gottgleich angesehen und wie die olympischen Götter verehrt. In Rom gab es eine kleine jüdische Minderheit, die wohl vor allem aus Kaufleuten und ihren Familien bestand. Aus ihr hatten sich einige wenige zu Jesus Christus als ihrem Heiland und Retter bekannt; einige nichtjüdische Christen waren hinzugetreten – *Juden zuerst und ebenso Griechen.* Aber es handelte sich um eine winzige Glaubensgemeinde in heidnischer Umwelt. Sie konnte Zuspruch brauchen; denn der aufrechte Gang war nicht einfach; die Verführung dazu, sich zu verstecken, war groß. Es tat wohl, vom Apostel so aufgemuntert zu werden: *Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben.*

Minderheitserfahrungen kennen wir auch. Mir sind sie im Osten Deutschlands besonders deutlich begegnet, wo den

Menschen in der Zeit der DDR das Gottesbewusstsein gründlich ausgetrieben wurde. Aber auf andere Weise spürt man auch hier im Ruhrgebiet nicht nur einen sozialen, sondern auch einen religiösen Wandel. Mit der Situation zu Beginn der Christenheit ist das, was wir am einen wie am anderen Ort erleben, natürlich nicht zu vergleichen; Verfolgung brauchen wir nicht zu befürchten. Freilich wäre größere Aufmerksamkeit für die Situationen in unserer Welt, in denen Christen auch heute Verfolgung zu erleiden haben, durchaus angebracht. Hierzulande ist das nicht so; trotzdem kommt der christliche Glaube in unserer Gesellschaft oft verschämt daher. Die Unverschämtheit, deren Paulus sich rühmt, ist uns fremd geworden.

Auch in der Christenheit dieser frühen Zeit gab es schon manches, dessen man sich schämen konnte. Das Bodenpersonal Gottes war auch zur damaligen Zeit nicht immer vorbildlich. Konflikte waren von Anfang an der Stoff, aus dem die Geschichte gemacht ist, auch die Kirchengeschichte. Parteiungen gab es, die sich an einzelne christliche Parteiführer anschlossen: Paulus, Petrus, Apollos und wie sie heißen mochten. Am Maß der vertretbaren Anpassung an die Gewohnheiten der damaligen Gesellschaft entzündete sich Streit. Ein derartiger Streitpunkt war, ob man bei den Metzgern in heidnischen Tempeln einkaufen durfte, obwohl es sich doch um die Überreste des Opferfleisches handelte. Die einen kamen sich stark vor, weil sie sich über mögliche Einwände hinweg setzten; die anderen, weil sie am Bekenntnis zu dem einen Gott ohne Kompromisse fest hielten. In einer weltanschaulich befremdlichen Umwelt, untereinander uneins, keineswegs immer vorbildlich: ist ein solches Bild der Christenheit uns gänzlich fremd? Überkommt uns nicht auch manchmal Scham?

Scham entsteht aus dem Wunsch, dazu zu gehören. Sie überfällt uns, wenn wir etwas tun, was uns von anderen trennt. Denn der Wunsch, dazu zu gehören, ist tief in der menschlichen Seele verankert; unser Sozialverhalten ist zu großen Teilen von diesem Wunsch geprägt. Deshalb gehört das Gefühl, ausgeschlossen zu sein, zu den schmerzlichsten Erfahrungen, die uns begegnen können. Wir alle wissen, wie es sich anfühlt, wenn die Verbindung mit einer anderen Person oder die Zugehörigkeit zu einer Gruppe verloren geht. Am schlimmsten ist die Angst, von allen anderen verstoßen zu werden.

Mit dem Schamgefühl erkaufen wir uns die Wiederaufnahme in die Gruppe mit einer Art von Selbstpreisgabe. Wir verleugnen uns selbst, damit wir dazu gehören. Der Kreis der Jünger zerstob bereits

bei der Festnahme Jesu im Garten Gethsemane; denn sie wollten nicht ausgestoßen werden. Petrus verleugnete seine Verbindung zu Jesus dreimal; denn auch im Hof des Hohenpriesters wollte er dazu gehören. Dann krächte der Hahn. In einer nichtchristlichen Umwelt bewegen sich Christen lieber unerkannt, als dass sie ihren Glauben vor sich hertragen – heute genauso wie im alten Rom.

Eine Schamkultur kann lähmen; sie verleitet zum Verschweigen. Vor vierzig Jahren rebellierten Studierende in Deutschland gegen eine Schamkultur, die alle Verstrickungen in die Zeit des Nationalsozialismus verdecken und totschweigen wollte. Sie begehrten auf gegen den *Muff von tausend Jahren*, der sich unter den Talaren ihrer Professoren verbarg. Manche der jungen Rebellen hielten es sogar für richtig, jede Form von Scham gänzlich abzuschaffen. Damit scheiterten sie kläglich.

Von Adam und Eva heißt es: *Sie waren nackt und schämten sich nicht*. Was im Garten des Paradieses möglich war, ist uns heute verwehrt. Wir leben jenseits von Eden.

Paulus ruft nicht zu einer generellen Abschaffung der Scham auf. Er erklärt, dass wir uns des Evangeliums nicht zu schämen brauchen. Und er hat dafür eine klare Begründung. Denn das Evangelium ist eine Gotteskraft, die wir zum Leben brauchen wie die Luft zum Atmen. Diese Kraft befreit uns aus den Verstrickungen, die unser Leben fesseln. Wie ein Netz, so macht Paulus deutlich, liegt die Sünde mit ihren Folgen auf der Seele jedes Menschen. Er meint, sich daraus mit eigener Kraft befreien zu können. Aber mit jeder Bewegung verstricken sich die Nachfahren von Adam und Eva tiefer in das unentrinnbare Schicksal. Nur die Kraft Gottes kann das Netz zerreißen und uns die Freiheit gewähren. Das hat Jesus Christus bewirkt. Davon zeugt das Evangelium Gottes. Weil es unsere Rettung beschreibt, gibt es keinen Grund, sich dafür zu schämen.

Vielmehr können wir Christus unseren Mitmenschen so bekannt machen, wie wir ihnen einen Menschen vorstellen, der uns das Leben gerettet hat. Vor zwei Wochen habe ich mit der Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft (DLRG) deren einhundertsten Geburtstag gefeiert; denn auch diese Initiative zur Bewahrung und Rettung von Menschen vor dem Ertrinken trat im Jahr 2013 ins Leben. Bewegend waren die Schilderungen von Menschen, die seit Jahrzehnten all ihre Freie Zeit dieser Aufgabe widmen; Stolz schwingt mit, wenn sie berichten, wie oft sie rechtzeitig zur Stelle waren. Und dankbar sind sie, wenn ihre Kinder bereit sind, es ihnen gleich zu tun. Wenn ich Menschen, die ich auf

diese Weise kennen lernte, nach geraumer Zeit wieder begegnen würde, dann würde ich sie ganz sicher voller Freude begrüßen und sie meinen Freunden vorstellen; sie würden wieder erzählen, wie sie Menschenleben retten. Ich würde mich ihrer nicht schämen. So ist es auch mit dem Menschen, durch den der Glanz Gottes wieder in unsere verschattete Welt kam: Christus, auf dessen Antlitz Gottes Gerechtigkeit leuchtet. Wir brauchen uns seiner nicht zu schämen. Wir können diesen Glanz zum Leuchten und zum Klingen bringen. Wir können ihn auch Menschen vorstellen, denen falsche Scham den Zugang zum Gottvertrauen verwehrt. Vielleicht schämen sie sich für ihre Fragen. Eventuell wagen sie einen ersten Schritt und stoßen dabei auf Barrieren, die wir errichtet haben. Aber das Evangelium ist *eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben*. Allen gilt die Botschaft, dass Gott sie aufrichtet und annimmt. Keinem ist diese Zusage verwehrt.

Deshalb wollen wir unseren Beitrag dazu leisten, dass sich die Türen zum Evangelium öffnen. Wir wollen dem Image einer Anrufbeantworterkirche beherzt entgegen treten und selbst auf andere zugehen. Die Entdeckungen, die wir dabei machen können, werden unser Leben verwandeln. Wir erleben, dass Gottes Kraft in den Schwachen mächtig ist. Dass jeder Stärken hat, mit denen er Gottes Kraft bezeugen kann. Dass man aus Trümmern Glas Fenster zusammensetzen kann, die uns den Weg weisen. Die Kreuze auf diesen Fenstern symbolisieren, so habe ich gelesen, die Aussendung von siebenzig Jüngern durch Jesus; aber ich habe beim Blick auf diese Fenster viel mehr als siebenzig Kreuze gefunden. Ungezählt ist die Zahl derer, die sich zu Jesus halten; unter ihnen finden sich alle Begabungen. Ein großartiges Symbol dafür, wie aus den Bruchstücken unseres Lebens ein ganzes wird: *Wir schämen uns des Evangeliums nicht*.

III.

Diese Gewissheit bestimmt heute den Blick auf einhundert Jahre Melanchthonkirche. Errichtet wurde sie in einer Zeit, an deren Horizont sich ein Wetterleuchten überdeutlich zeigte. Doch dass ebenso unduldsames wie kopfloses Handeln schon bald in den Weltenbrand von zwei Weltkriegen münden würde, kam den meisten nicht in den Sinn. Als eine Zeit der *Schlafwandler* hat der Historiker Christopher Clark die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bezeichnet. Das Verhalten von Schlafwandlern trug bei zu der europäischen Katastrophe, die zugleich zu einem *Bankrott des*

Christentums werden sollte, wie der Theologe Martin Rade schon im Jahr 1914 feststellte. Christopher Clark hat diesen Blick auf die Zeit vor einhundert Jahren folgendermaßen erläutert: *Ich fand „Schlafwandler“ passend, weil der Schlafwandler in einem sehr begrenzten Sinn Absichten fassen und Handlungen einleiten kann. Er kann zum Beispiel um drei Uhr in der Nacht sein Frühstück vorbereiten oder die Koffer packen. Was ihm fehlt, ist ein Gefühl für die Folgen seines Handelns. Alles, was 1914 geschah, folgte keinem Automatismus, es waren Entscheidungen aus freien Stücken. Jeder Entscheidungsträger hatte Optionen. Aber sie waren überzeugt, unter Zwang zu handeln. Damit haben sie sich quasi zu Automaten hinabgedacht.*

Dass freie Menschen sich zu Automaten hinabdenken, war immer wieder ein Kennzeichen des Jahrhunderts, auf das wir heute zurückblicken. Auch das Leitwort dieser Gemeinde konnte in den Sog einer Haltung geraten, die sich zu Automaten hinabdenkt. Ein Beispiel dafür findet sich in der Aussage von Pfarrer Dr. Klein aus dem Jahr 1940, die folgendermaßen lautet: *Und nun gebe Gott, dass wir, die wir in unwandelbarer Treue stehen zu Führer, Reich und Volk, auch stehen in derselben Treue zu dem Bekenntnis, das seit über einem Jahrtausend den deutschen Menschen begleitet hat im Auf und Nieder seiner Geschichte, in guten wie in bösen Tagen: Ich schäme mich des Evangeliums nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben.*

Hinterher ist man klüger. Heute befremdet uns der Zusammenhang, in den das Leitwort der Melanchthongemeinde damals gerückt wurde. Günter Brakelmann hat diese Haltung zutreffend so beschrieben: Sie hielt Christusnachfolge und Führergefolschaft für vereinbar und glaubte an ein Miteinander von christlicher Verkündigung und nationalsozialistischer Politik. Eine solche Art der scheinbar bruchlosen Verbindung ist uns in diesem Gottesdienst auch in Max Regers Komposition entgegengetreten, die das Lied „Nun danket alle Gott“ mit dem Deutschlandlied verbindet. Man kommt bei dieser Komposition aus dem Jahr 1916 gar nicht umhin, dabei nicht nur an die dritte, sondern an die erste Strophe des Deutschlandlieds zu denken: „Deutschland, Deutschland über alles“ soll vereinbar sein mit „Nun danket alle Gott.“

Dergleichen geschah auch in der Melanchthongemeinde Und es geschah unter Berufung auf das Pauluswort, das dieser Gemeinde so wichtig ist und das auch mir selbst so viel bedeutet:

Ich schäme mich des Evangeliums nicht. Aber ebenso hielten sich in dieser Gemeinde Pfarrer und Gemeindeglieder zur Bekennenden Kirche. Auch das ist – mit Dankbarkeit – zu erinnern. Ein Lehrstück ist der Weg dieser Gemeinde für die Zerreißproben, denen unsere Kirche gerade in der Zeit zwischen den Weltkriegen, insbesondere in der Zeit der Hitler-Herrschaft, ausgesetzt war.

IV.

Aus der Scham über manches Schlafwandlertum wieder zur Unverschämtheit des Glaubens zu finden: dafür sind Kirchenräume da, dafür feiern wir Gottesdienst, dafür hören wir auf Gottes Wort. Und nehmen es hinein in die Begegnung mit der Kunst und in die Auseinandersetzung mit dem Geist der Zeit. Diese Kirche trüge nicht den Namen Philipp Melanchthons, wenn sie sich nicht immer wieder dessen Aufforderung zur geistigen Auseinandersetzung gestellt hätte.

Unter den Reformatoren war Melanchthon der Akademiker; als Lehrer und Vordenker – *praeceptor* – Deutschlands wurde er bezeichnet. Sich das kulturelle Erbe anzueignen und den Glauben denkend zu durchdringen, sah er als eine vordringliche Aufgabe an. Wir seien zum wechselseitigen Gespräch geboren, schärfte er immer wieder ein.

Aber auch auf diesem Weg bleiben manche Paradoxien nicht aus. Der erste Ansatz zu einer Evangelischen Akademie in Bochum wurde 1933 ausgerechnet unter die Überschrift gestellt: *Ein Christ sein und zur irdischen Glückseligkeit kommen, könne man auch ohne Wissenschaft und sogar ohne Theologie, nur durch den Glauben.* Beim anschließenden lauten Bravo hätte Melanchthon sich wohl im Grabe umgedreht.

Solche Irrwege hat die Melanchthongemeinde nach 1945 selbstkritisch aufgearbeitet. Die neue Evangelische Akademie verfolgte den Gedanken, es gebe *kein Gebiet menschlicher Aktivität, das nicht das Interesse des praktizierenden Christen verdiene.* Auf diesem Weg entwickelte sich die Melanchthonkirche zu einem Ort *brodelnder Zeitgenossenschaft.* Die koreanische Gemeinde erhielt hier Heimatrecht; dadurch traten die besonderen sozialen Umstände in den Blick, unter denen Koreanerinnen und Koreaner in Deutschland angesiedelt wurden: Gerade in der Zeit, in welcher der Bergbau auf sein Ende zuing, nahm man ausländische Arbeitnehmer in Anspruch, weil Deutsche sich auf einen Beruf mit schwindenden Zukunftsaussichten nicht einließen; und zugleich

wurden in den Krankenhäusern billige Pflegekräfte gesucht. Denen, die gerufen wurden, um Lücken zu schließen, wurde gezeigt, dass sie ein Heimatrecht haben.

Auch der Kunst wurde Heimatrecht gewährt, der bildenden Kunst, der Poesie und der Musik. Das war erst recht ein Zeichen *brodelnder Zeitgenossenschaft*. Musikalisch wurde und wird hier gezeigt, dass *die Klaviatur des allzu Selbstverständlichen zerbrochen* ist. Wer die Scham überwinden will, muss auch die Scheu überwinden: die Scheu vor dem, was er noch nie gehört, nie gesehen, nie gedacht hat. Wer die Scham überwinden will, darf sich nicht dem *Wunsch* hingeben, *verschont zu bleiben*. Else Lasker-Schülers und Hilde Domins kühne Formulierungen habe ich bei dem Versuch, mich in den Geist der heutigen Melanchthonkirche hineinzudenken, als Leitmotive empfunden – einer Kirche, die zugleich Kulturraum und Gemeindekirche ist.

In mir stieg dabei der Wunsch auf, es gebe in unserer evangelischen Kirche viele solche Melanchthonkirchen: Orte unverschämten Fragens und brodelnder Zeitgenossenschaft, Orte für die Beheimatung des Fremden und für das Aufbrechen verkrusteter Identitäten, Räume, in denen aus Bruchstücken immer wieder neu ein Ganzes zusammengesetzt wird. Orte eben, an denen Menschen nicht nur sagen, sondern auch leben, was Paulus uns mitgibt: *Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die selig macht alle, die daran glauben. Amen.*